



Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemeine.

36ter
Jahrgang.

Neue Folge: 5. Jahrgang.

August 1915.

Jährlich Mk. 1.20 einschl. Porto.

Märtyrer.

Sie haben den Verkläger überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses und haben ihr Leben nicht geliebet bis an den Tod.

Offb. 12, 11.

Begebet eure Leiber zum Opfer.

Röm. 12, 1.

Heut ist der 6. Juli. Wir gedenken des Märtyrers von Konstanz, der vor einem halben Jahrtausend den Mut hatte, für seinen Glauben, für seine Überzeugung zu sterben. Das war Zeugentod.

Die christliche Kirche kennt Zeugen, die um ihres Zeugnisses willen ihr Haupt auf den Block legten, die Fülle.

Von dem größten an, der auf Golgatha das Kreuz bestieg, von dem ersten seiner Jünger an, der unter Steinwürfen den Geist aufgab, nennt uns die Geschichte eine Wolke von Zeugen, die ihr Leben nicht liebten bis an den Tod.

So starb z. B. Cyprian, der große Kirchenlehrer, am 14. September 258 unter dem Schwert. Dreizehn Jahre zuvor hatte der Übertritt dieses aus

guter, vermögender Familie stammenden namhaften Redners zum Christentum in seiner Vaterstadt, seinem Wohnsitz Karthago, großes Aufsehen erregt. Bald wählte ihn die dortige Christengemeine zu ihrem Bischof. Da fiel er schon zehn Jahre später der Christenverfolgung unter Valerian zum Opfer: vor den Toren der Stadt wurde er enthauptet. Als Märtyrer starb auch sein Schüler Montanus. Und wer wollte die nach Tausenden und Aber-tausenden zählende Schar herzählen?

Auch die Missionskirche hat ihre Märtyrer. Weiße und schwarze, rote und braune. Einen Williams, Patteson, Hannington usw. — Am 30. Juni wollten die Christen und Missionsfreunde in verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten das Gedächtnis des Märtyrertodes von Raymund Lullus feiern, der, auf der Insel Malorka 1235 geboren, einige Jahre in Cypren und in Bugia in Nordafrika Mohammedanermision trieb und an letzterem Ort am 30. Juni des Jahres 1315 gesteinigt worden sein soll. Missionare in Indien und Nord-

afrika wollten an diesem Tag im Gebet der Mohammedanermision gedenken. Und darum forderte man auch in den Vereinigten Staaten Nordamerikas auf, das Gedächtnis dieses Mannes, dessen Name vielen nicht sehr geläufig sein wird, zu begehen.

In der Brüdermission fiel Erhardt in Labrador unter den Keulenschlägen der Eskimos, Missionar Schebach in Nordamerika unter den Speeren der Indianer, ja erst ein reichliches halbes Jahrhundert ist vergangen, seit die Indianer in den Vereinigten Staaten den letzten unserer Missionare (Ward) ermordeten. Am entsetzlichsten aber war das Blutbad, das sie im Jahr 1755 in Gnadenhütten anrichteten. Da steckten sie das Missionshaus in Brand, in dem eine Anzahl Missionare mit ihren Frauen beisammen saßen. Und wer nicht in den Flammen umkam, den schossen sie nieder. So starben hier sieben Männer, drei Frauen und ein Kind den Märtyrertod.

Und am 1. August werden es zwanzig Jahre sein, daß in Kutscheng in China jenes grauenvolle Morden begann, das damals die ganze heimatische Christenwelt mit Schauder erfüllte. Während die meisten, die im Dienst jener Station der englischen Kirchenmission standen, noch schliefen, überfiel eine Bande von achtzig bewaffneten Gliedern der chinesischen Geheimen Gesellschaft die Missionshäuser, brannte sie nieder und ermordete fast das gesamte Missionspersonal, ein Ehepaar mit Kind und Wärterin, sowie sechs unverheiratete Schwestern, während andere Frauen und Kinder schwer verwundet wurden und zum Teil später an den Folgen starben. Nur zwei Männer konnten sich durch Flucht retten. So geschehen vor zwei Jahrzehnten! Zu

dieser Station gehörte eine Gemeinde von 2200 Seelen und 56 Schulen.

Am Tag vor ihrem Tode hatten die Ermordeten noch aus der englischen Abendmahlsliturgie die Worte gebetet: Hier, o Herr, opfern und bringen wir dir uns selbst, unsere Seelen und Leiber zu einem lebendigen, heiligen und wohlgefälligen Opfer dar . . . Und obgleich wir wegen unserer mannigfachen Sünden unwürdig sind, dir irgend ein Opfer darzubringen, so flehen wir doch, du wollest diesen unseren pflichtschulbigen Dienst gnädig annehmen . . .

Begeben wir alle — nach des Apostels Mahnung — unsere Leiber zum Opfer?

Dort auf den Schlachtfeldern in Flandern und Frankreich, in Galizien und Polen geschieht es jetzt im Dienste des Vaterlandes in ungezählten Fällen mit vollem Bewußtsein. Sie setzen das Leben ein für die gute Sache. Sie lieben das Leben nicht bis an den Tod.

Auch auf den Missionsfeldern wird jetzt wieder gelitten, vielleicht auch gestorben, unschuldig gelitten und gestorben. In den Sammellagern, unter Zwangsarbeit in tropischer tödlicher Sonnenglut, in Fieber und unter seelischem Druck.

Und wir in der Heimat? Laßt auch uns lernen, immer wieder und besser zu verstehen und in die Tat umzusetzen, was die nächsten Verwandten jener in Kutscheng Ermordeten beim Eintreffen der Schreckenskunde in hohem christlichem Heldenmut bekundeten und erklärten: „Für Jesus ist kein Opfer zu kostbar.“

O daß über uns allen — ob wir so oder so von hinnen scheiden — doch das Wort wahr würde: „Sie haben überwunden durch des Lammes Blut.“

Th. Bechler.

Aus dem Leben der in Suriname eingewanderten Indier.

Von Br. Th. Wenzel in Paramaribo.

Obgleich die Missionsarbeit unter den in Suriname eingewanderten Indiern noch verhältnismäßig neu und klein ist, gibt es doch verschiedene Umstände,

fast nur unter Naturvölkern arbeitet; weiter die eigentümliche, vielgestaltige und in gewissen Sinne hochentwickelte Religion dieser Indier; und endlich,



Bruder und Schwester Th. Wenzel mit ihrer Gemeinde unsrer britisch-indischen Christen in Paramaribo in Suriname.

die uns mit besonderer Teilnahme für sie erfüllen können.

Solche sind: einmal das in vieler Beziehung schwere Schicksal dieser Leute, die aus ihren heimatlichen Verhältnissen heraus in so ganz andere in einem fremden Lande versetzt werden; ferner die ausgeprägte Eigenart dieser Einwanderer, die zu einem alten Kulturvolk gehören, während unsere Mission sonst

damit zusammenhängend, das eigentümliche Gepräge, welches die Missionsarbeit unter ihnen trägt.

I.

Mit Teilnahme kann uns schon das Geschick der in Suriname eingewanderten Indier erfüllen.

Als nach Aufhebung der Sklaverei Mangel an Arbeitskräften auf den

Plantagen entstand, schloß die holländische Regierung mit der englischen einen Vertrag betreffend Einführung von freien Arbeitern aus Indien.

Im Jahre 1873 kamen die ersten Schiffe mit solchen Leuten in Paramaribo an, und seitdem sind bis in die Gegen-

wart viele andere gefolgt, jedes mit einigen Hunderten von Fremdlingen. Die meisten dieser Indier stammen aus Nordindien, aus dem Gebiet des Ganges. In Kalkutta befindet sich eine Agentur für die Auswanderung. Zahlreiche

Werber durchziehen das Land, um Leute zu bewegen, ihnen nach

Suriname zu folgen. Sie erzählen ihnen von reichem Verdienst bei leichter Arbeit in einem schönen Lande, welches gar nicht weit entfernt sei.

Mancher folgt ihnen, weil er in dürftigen Verhältnissen lebt, ein anderer aus Abenteuerlust, wieder ein anderer vielleicht, weil er Rache und Strafe fürchtet. So findet sich in Kalkutta ein bunter Haufe zusammen, nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen, denn auch diese werden, wenn auch in geringerer Anzahl, angeworben. Selbst Kinder sieht man dort, da manchmal auch eine ganze Familie auswandert.

Mancher von denen, die sich hier im Depot befinden, würde gewiß, nachdem er das Leben in demselben einige Tage lang kennen gelernt hat, der endgültigen Anwerbung, die erst dort erfolgt, gern entgehen, aber dies ist ohne Bestechung nicht so leicht möglich, denn hier im Depot ar-

beiten die Werber nicht mehr in erster Linie mit Versprechungen, sondern mit Drohungen und sogar mit Schlägen.

Nach langer Seereise, die früher mit Segelschiffen zwei bis drei Mo-

nate, jetzt mit Dampfern ungefähr die Hälfte der Zeit dauert, langen die Fremdlinge in Paramaribo an. Hier werden sie zunächst wieder in

einem Depot untergebracht. Sie tragen alle die gleichförmige Kleidung, die sie vor dem Besteigen

des Schiffes in Kalkutta erhielten, aber, was Herkunft, Kaste, frühere Lebensumstände und vor allem den Charakter betrifft, sind sie eine buntgemischte Schar, unter der leider das gute Element nicht gerade vorherrscht.

Im Depot bleiben die Einwanderer ein bis zwei Wochen. Während dieser Zeit werden sie ärztlich untersucht. Kranke oder Krankheitsverdächtige werden in



Ein Indier in Suriname.

das städtische Hospital abgeliefert. Die Gefunden werden an diejenigen Plantagen, welche Bestellungen gemacht hatten, verteilt.

Diese Plantagen liegen längs des Unterlaufes der surinamischen Ströme,

stellt, während ihr Lohn, zumal in den letzten, für den Großlandbau ungünstigen Jahren, klein, z. T. ungenügend genannt werden muß. Nur wenig Arbeiter sind imstande, sich den in ihrem Kontrakt vorgesehenen durchschnittlichen Tagelohn



Eine Indierin in Suriname im Festschmuck.

besonders der Suriname und Commenwyne. Auf ihnen werden besonders Zuckerrohr, Kakao, Kaffee und Bananen angepflanzt. Manche beschäftigen mehrere Hunderte solcher Einwanderer.

An diese eingewanderten Arbeiter werden, besonders auf den Zuckerplantagen, nicht geringe Anforderungen ge-

von 60 Cents (1 Mt.) zu verdienen. Auf einer Anzahl Plantagen sind auch die Wohnungs- und Lebensverhältnisse der Kontraktanten nur notdürftig, auf einzelnen sogar täglich zu nennen.

Von den meisten Plantagendirektoren werden die Leute nur hinsichtlich ihrer Arbeitskraft gewertet, für ihr leibliches,

geistiges oder gar seelisches Wohlergehen haben sie sehr wenig Verständnis und Teilnahme.

Es ist darum verständlich, daß die Leute den Tag herbeisehnen, wo ihr fünfjähriger Arbeitskontrakt abgelaufen ist und sie als freie Leute dastehen. Sie erhalten nun auf dem Einwanderer-

geringschäßig und verächtlich behandelt, obgleich sie denselben im allgemeinen durchaus ebenbürtig, in mancher Hinsicht sogar überlegen sind.

Verdienen diese indischen Fremdlinge in Suriname nicht schon wegen ihres in vieler Beziehung bedauerlichen Loses unsere Teilnahme?



Ein früherer Brahmane, dann Missionsgehilfe in Suriname, mit Familie.

Büro einen Freipaß und können, sobald sich Gelegenheit dazu bietet, unentgeltlich in ihre Heimat zurückkehren oder sich auf dem Lande niederlassen.

Viele tun letzteres, wenigstens für eine Anzahl Jahre. Heimisch fühlen sie sich freilich dort nicht so bald, da die Lebensverhältnisse, Sitten und Anschauungen vielfach von denen ihrer alten Heimat sehr verschieden sind. Dabei werden sie von den Surinamern häufig

II.

Die Eigenart der in Suriname eingewanderten Indier.

Die meisten derjenigen Indier, die sich in Suriname niederlassen, wenden sich dem Landbau zu. Da es in Suriname noch viel unbebautes Land gibt, hält es nicht schwer, ein Stück desselben von Privatleuten oder von der Regierung zu pachten. Letztere bietet sogar den Einwanderern dazu soviel wie möglich

Gelegenheit, indem sie eingegangene Plantagen aufkauft und stückweise in Pacht gibt. Die ausgegebenen Stücke sind meist mit hohem Gestrüpp, sehr oft auch mit urwüchsigem Wald bestanden, und es kostet darum harte Arbeit, ehe sie urbar gemacht sind.

Bald jedoch erhebt sich auf solch einem Grundstück ein kleines Häuschen, das aus Baumstämmen errichtet und mit Palmblättern gedeckt ist. Es dauert nicht lange, so beginnen um daselbe herum Bananenstauden, Kakaobäumchen und andere Nutzpflanzen emporzuwachsen. Wo die Umstände günstig sind, wird nicht versäumt, ein Reisfeld anzulegen.

Die in der Nähe der Stadt Paramaribo wohnenden Indier legen sich besonders auf den Gemüsebau und liefern Bohnen, Kohl, Salat, Tomaten und andere Garten- und Felderzeugnisse, die früher in Suriname nur schwer zu bekommen waren, in reichlicher Menge und zu annehmbaren Preisen.

Wenn irgend möglich, hält sich der Indier auch Vieh, besonders Kühe und Ziegen.

Durch ihre Beschäftigung mit dem Landbau sind die Indier in volkswirtschaftlicher Hinsicht ein bedeutungsvoller und geschätzter Bestandteil der surinamischen Bevölkerung geworden.

Es gibt aber auch genug Indier, die neben dem Landbau oder auch ausschließlich ein Handwerk betreiben, meist dasjenige, welches sie ihrer Rasse entsprechend schon in Indien ausübten. So trifft man hin und wieder einen Töpfer, Drechsler, Korbflechter, Schneider und verhältnismäßig oft einen Gold- und Silberschmied. Besonders letzterer macht bei der Vorliebe der Indierinnen für reichen Schmuck gute Geschäfte.

Auch an indischen Krämern fehlt es nicht. Einige von ihnen haben sich sogar zu wohlhabenden und angesehenen Kaufleuten aufgeschwungen.

Noch einen echt indischen Stand dürfen wir nicht vergessen, der sich allmählich in Suriname wieder herausgebildet hat, nämlich den der Brahmanen. Eigentlich werden diese wegen ihrer Untauglichkeit für die Plantagenarbeit in Kalkutta nicht als Kontraktanten angeworben, aber hin und wieder wissen sie sich doch einzuschmuggeln, indem sie sich als Mitglieder einer anderen Rasse angeben. In Suriname entpuppen sie sich dann je länger je mehr in ihrer wahren Eigenschaft.

So entwickelt sich bei den Indiern in Suriname eine Lebensweise, die teilweise ihrer heimatlichen ähnelt. Dabei zeigt es sich in verschiedenen Stücken, daß sie einem Volke angehören, welches schon in alter Zeit einen verhältnismäßig hohen Grad der Kultur besaß.

Schon in ihrer äußeren Erscheinung kommt das zum Ausdruck.

Die Männer, besonders die Mitglieder der höheren Kasten, schreiten frei und selbstbewußt einher. Ihre Gesichter sind meist edel geformt und ihre dunkeln Augen verraten einen lebhaften Geist. Ihr brauner, schlanker Körper ist leicht und zweckmäßig gekleidet. Ein langes Lendentuch umhüllt die Beine bis zum Knie, den Oberkörper bedeckt ein weites Täschchen, und um den Kopf ist ein Tuch turbanartig geschlungen.

Die Frauen, deren Gesichtszüge nicht selten von klassischer Regelmäßigkeit sind, tragen, vor allem bei festlichen Gelegenheiten, eine malerische, bunte Kleidung und sind reich mit Silberschmuck behangen.

Natürlich gibt es auch viele Indier und Indierinnen, auf welche diese Schilderung nicht paßt, aber im allgemeinen berührt ihre äußere Erscheinung sympatisch. Der Europäer hat bald das Gefühl, daß sie ihm

stammverwandt

sind und näher stehen als die anderen in Suriname vertretenen Rassen, die Neger, Chinesen, Javanen und Indianer.

Daß die Europäer und besonders die Germanen in der That mit den arischen Indiern stammverwandt sind, ist durch die vergleichende

Sprachwissenschaft

nachgewiesen. Mir selbst sind eine ganze Reihe Wörter aufgefallen, die den betreffenden deutschen von der gleichen Bedeutung sehr ähneln.

Vater	heißt in Hindi	pita
Mutter	„ „ „	mata
Mensch	„ „ „	manusch
Name	„ „ „	nam
Ende	„ „ „	ant
gehen	„ „ „	dschana
rufen	„ „ „	rahna
binden	„ „ „	bandna
lang	„ „ „	lamba
nackt	„ „ „	nanga
mein	„ „ „	mera
dein	„ „ „	tera
drei	„ „ „	tin
sieben	„ „ „	sath
acht	„ „ „	ath
neun	„ „ „	nau

Natürlich sind die Verschiedenheiten beider Sprachen viel größer als die

Ähnlichkeiten. Schon beim Alphabet tritt das zu Tage. Dies enthält ohne die Vokale 45 Buchstaben. Das kommt daher, daß es von den meisten Mitlauten eine Form ohne und eine mit h gibt, z. B. k und kh, g und gh; p und ph, b und bh. Noch größer ist die Mannigfaltigkeit bei den T-Lauten. Von diesen gibt es zwei Arten, die eine wird mit an die Zähne gelegter, die andere mit an den Gaumen gelegter Zungenspitze gesprochen, und von jeder dieser Arten gibt es wieder eine Form ohne und eine mit h, also t und th, t und th.

Es gehört darum große Sorgfalt zur Aussprache, wenn nicht Mißverständnisse hervorgerufen werden sollen. Z. B. bedeutet: Maing ghas katta hung: Ich schneide Gras, während Maing ghas khata hung heißen würde: Ich esse Gras.

Außer in diesen feinen Unterschieden in der Aussprache liegt die Haupt-schwierigkeit beim Erlernen der Sprache in der großen Anzahl fremder Wortwurzeln, die man sich aneignen muß. Der Sprachbau dagegen ist, bis auf einige merkwürdige Eigentümlichkeiten, ziemlich einfach.

Das Hindi ist eine klangreiche Sprache, besonders stark ist darin der A-Laut vertreten. Der Spruch Joh. 3, 16 heißt im Hindu:

Ischwarne dschagat ko aisa pijar kija ki usne apna eklautha putr dija ki dscho koi uspar bischwas kare nasch na howe parantu anaut dschivan pawe.



Wie der Moskito-Indianer seinen Lebensunterhalt gewinnt.

Von Dr. H. Schubert, 3. J. in Niesky O.-L.



Öfters bin ich gefragt worden, wie denn die Indianer das zum Leben Nötige erwerben. Ich will versuchen, diese Frage zu beantworten. — Zunächst ist jeder Indianer Landwirt. Er ist Eigentümer des Landes. Von

kommen über und zwar auch auf die weiblichen. Letzteres ist wichtig, denn selten heiratet ein Indianermädchen nach einem anderen Ort; es ist sesshafter wie die jungen Männer, welche öfters nach anderen Orten heiraten und damit Nutznießer des Landes werden, auf welches die Frau Anspruch hat. Bei diesen



Landschaftsbild bei Bluefields, Nicaragua.

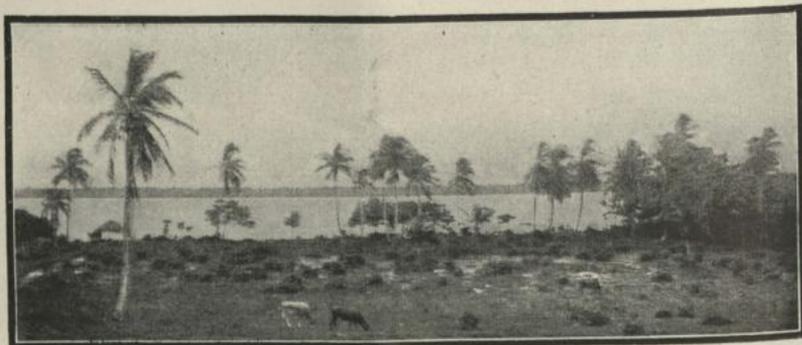
seinen Vorfahren her hat er an verschiedenen Stellen in der Nähe seines Dorfes Anspruch auf Land. Es ist unter ihnen Gesetz, daß demjenigen, der ein Stück Urwald geschlagen hat, dies Land gehört für alle Zeit, und wenn er stirbt, so geht es ohne weiteres auf seine Nach-

erbeilungen geht es freilich nicht immer ohne Streit ab, der am besten durch den Wita (Dorfoberrhaupt) geschlichtet wird. Seinem Urteil unterwerfen sich die Leute meist willig.

Hat ein Stück Land zwei Jahre als Pflanzung gedient, so ist es in der Regel

so ausgefogen, daß man den Busch wieder wachsen läßt. Nach sechs oder besser mehr Jahren schlägt man ihn wieder und verbrennt das Holz, wenn es trocken geworden ist. Die Asche dient dem Boden als Dünger, und man kann wieder ans Pflanzen von Nahrungsmitteln gehen. Aus dieser Art der Bodenbewirtschaftung ergibt sich aber, daß eine Indianerfamilie verhältnismäßig viel Land braucht. Je nach der Größe der Familie und vor allem nach der Arbeitsfreudigkeit des Familienhauptes

verwüstend ein, so bleibt doch eine andere verschont; oder zerstört am Fluß eine Überschwemmung, was der Landmann geschaffen, so bleibt doch an anderer Stelle ihm das Seine. An wirklich gutem und fruchtbarem Lande ist an der Küste kein Überfluß und nimmt man dazu den berechtigten Wunsch, daß das Land nicht zu weit vom Wohnhaus entfernt liegt, so ergibt sich, daß trotz der Quadratmeilen von Buschland doch das wirklich brauchbare Plantagenland gar nicht so groß ist. Man kann stunden-



Eine Lagune in Nicaragua.

fällt die Größe des jährlich urbar gemachten Stück Landes aus (es mag etwa 6—7 Morgen im Durchschnitt betragen). Nie liegt das Land zusammen an einer Stelle. Die Kaffava, welche unsere Kartoffel ersetzt, braucht nicht so gutes Land wie Bananen und Planten. Während Zuckerrohr und Reis auf niedrig gelegenen Landgut wachsen, brauchen andere Bodenprodukte trockenes und darum höher gelegenes Land.

Auch schädliche Tiere und Überschwemmungen nötigen den Indianer, seine Pflanzungen an verschiedenen Stellen anzulegen. Bricht z. B. eine Herde Wildschweine in eine Pflanzung

lang auf einem Fluß fahren, ohne eine Pflanzung zu finden, weil die Ufer so niedrig sind, daß sie fast jährlich eine Zeit lang unter Wasser stehen. Wenn man bedenkt, daß in vielen Fällen die Bodenerzeugnisse auf dem Rücken hauptsächlich von Frauen bis zum Wohnhaus getragen werden müssen, so ist klar, daß gutes Land, welches zu weit entfernt liegt, doch für den kleinen Landwirt nicht in Frage kommt. Hier kann der reiche Einwanderer seine Bananenpflanzungen, die Tausende von Morgen groß sind, anlegen, wo schmalspurige Eisenbahnen den Transport bis zur Verladestelle besorgen.

Man denke nun nicht, daß der Sandmann, wenn der Busch geschlagen und verbrannt und dann das Land bepflanzt ist, in süßem Nichtstun warten kann, bis alles herangewachsen ist. Eine Pflanzung macht viel Arbeit. In dem feuchtheißen Klima wuchert das Unkraut

und zernagen die Pflanzen. Vögel, besonders Papageien, fallen in Scharen in die Mais- und Reispflanzung ein und verwüsten noch mehr als sie fressen. Ein andermal sind Raupen die Schädlinge; sie fressen besonders die Blätter der Kaffava ab. Wenn aber die Blätter



Bananenstaude.

entsetzlich, da muß gejätet werden. Der Busch wächst schneller als die gepflanzten Sachen, und er muß geschlagen werden. Der gegen wilde Tiere angelegte Zaun bedarf der Ausbesserung. Trotz Umzäunung bricht mitunter eine Herde Wildschweine ein und vernichtet viel. In den Zuckerrohrplantagen treten auch plötzlich die Ratten in großer Zahl auf

dieser Pflanze beschädigt sind, so gedeiht auch die Wurzelfrucht in der Erde nicht und wird hart. Dazu kommen Naturereignisse. Selbst höher gelegene Pflanzungen werden doch bei besonders großen Überschwemmungen mitunter hart betroffen. Steht das Wasser mehrere Tage in der Plantage, dann verfaulen alle Bodenfrüchte und

die mit schwerer Frucht beladenen Bananen- und Pflanzenstauden haben in dem aufgeweichten Boden nicht genügend Halt und fallen um; letzteres geschieht auch bei starkem Wind. Der bricht besonders die Pflanzen, an denen die Frucht schon der Reife nahe ist. — Mitunter setzt der Regen nicht zur erwarteten Zeit ein und vieles von dem Gepflanzten verdorrt und muß nachgepflanzt werden.

Im Durchschnitt ist jedes dritte Jahr ein Jahr, in dem es im Indianerhaus halt knapp zugeht. Daher erklärt es sich auch, daß, wenn Indianer aus entfernten Orten sich treffen, gewöhnlich eine der ersten Fragen die ist: „Wie geht's bei Euch — habt Ihr genug zu essen?“ —

Auch in den Tropen gilt das Wort: im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Arbeit und mitunter Enttäuschung harren auch hier des Landmanns.

Fortsetzung folgt.

Aus der Baseler Mission.

100 jähriges Bestehen der Baseler Mission. Wechsel in der Leitung.

Wie so ganz anders sollte die diesjährige Baseler Missions-Jahresfeier sich gestalten? Sonst schon eine mehrtägige erhebende Veranstaltung, zu der die Freunde aus Nord und Süd herbeieilen, um mitzudanken für den Segen, den Gottes Güte wieder ein Jahr lang auf die Arbeit der Baseler Sendboten gelegt, waren diesmal diese Festtage als große Jubelfeier gedacht zum Gedächtnis an die Entstehung der Baseler Missionsgesellschaft vor 100 Jahren (im September 1815). Statt dessen bringt das 2. Juniheft 1915 des „Organs der Baseler Mission“ (Ev. Heidenbote) nur die kurze Einladung zu „zwei Missionsversammlungen“, die am 30. Juni abgehalten werden sollen. Freunde aus Deutschland werden prattischerweise darauf aufmerksam gemacht, daß für sie zur Reise nach Basel ein Reisepaß mit Photographie erforderlich ist. „Das ist der Krieg.“

Und der Krieg trübt zur Zeit den Ausblick auf die Missionsfelder der Baseler Schwestergesellschaft derart, daß

Tauchzen und Tubeln sicherlich nicht am Platze ist. Wir wollen herzlich Anteil nehmen an dem Schicksal der lieben Jubilarin und ihrer Boten draußen. Eine Menge ihrer Stationen in Kamerun und Indien sind verwaist, da die Missionare von den Engländern in Gefangenenlagern eingeschlossen sind und so die Arbeit eine empfindliche Unterbrechung erfährt, gestört und geschädigt wird. Nach dem Bericht der Juni-Nummer des „Ev. Heidenboten“ haben sich zwei englische Missionare (Anderson und Carter) zur indischen Regierung nach Delhi begeben und die Sorgen und Beschwerden der deutschen Missionare dort vorgetragen. Es ist aber daraufhin die erhoffte Erleichterung ihres Loses im Gefangenenlager in Ahmednagar nicht erfolgt, ja die Regierung hat sich schriftlich geäußert, sie habe überall größte Rücksicht walten lassen. Aus Kamerun wurden bekanntlich die meisten Baseler Missionare nach Duala, der Hauptstadt, oder nach England abgeführt, oft mit großer Härte.

unter Aufsicht von Schwarzen. Von einem Bruder, der im französischen Dahomey gefangen ist, kam ein Brief, datiert vom 11. April. Danach scheint es, daß die Gefangenen gelegentlich sogar geschlagen werden. Die „Aufklärungschrift“ des Ev. Presbverbandes in Berlin-Steglitz bringt empörende Dinge ans Tageslicht.

Zu all diesem Ungemach, das die Boten der Baseler Mission in diesem Jahr zu erdulden haben, kommt nun noch der jüngst erfolgte Heimruf ihres Direktors D. theol. Th. Öhler. Am 15. Juni wurde er von seinem mit Geduld getragenen Leiden (Lähmung) erlöst. Gearbeitet hat er bis ans Ende mit einer Energie und Geistesfrische, die seine Umgebung fast vergessen ließ, daß sie es mit einem schwer Kranken zu tun hatte. Am 8. Juni 1850 in Breslau geboren als Sohn eines Professors, dessen „Alttestamentliche Theologie“ der Sohn noch als Missionsinspektor in neuer Bearbeitung herausgab, wurde Th. Öhler Repetent am Tübinger Stift, Helfer in Leonberg, wo er als Mitarbeiter am Calwer Bibellexikon tätig war und seit Neujahr 1884 Inspektor der Baseler Mission. Als solcher hat er 1888/9 China und Indien besucht. Er war zugleich Vorsitzender im Ausschuß der deutschen Missionen, leitete mehrere Male die Zusammentünfte der kontinentalen Missionskonferenz in Bremen und trat vor die breiteste

Öffentlichkeit durch seine kraftvolle Rede, die er beim dritten deutschen Kolonialkongress in Berlin im Reichstagsgebäude hielt. Er erfaßte die Dinge mit seinem scharfen Verstand und klarem Denken, beurteilte sie nach den Normen der heiligen Schrift und galt als Autorität in Missionsfragen. Einen großen Dienst hat er noch in letzter Zeit der Sache der Mission geleistet durch sein mannhaftes Schriftstück, das er zu Gunsten der gefangen genommenen Baseler Missionare an den englischen Gesandten in Bern sandte sowie durch das gleichfalls weise und offene Wort, „das er in den letzten Wochen an Dr. J. Mott richtete in betreff der amerikanischen Munitionslieferungen, gegen die er als Vorsitzender des deutschen Missionsausschusses an das christliche Gewissen der amerikanischen Missionsleiter appellierte“ (s. U. M. Z. 1915, S. 311).

An Stelle des Entschlafenen hat der bisherige stellvertretende Direktor Herr H. Dipper die Leitung der Baseler Mission übernommen. Wir wünschen ihm Gottes Segen zu dem verantwortungsvollen Amt. Und der Baseler Schwesterngesellschaft wünschen wir, was wir für uns und alle deutschen Missionen hoffen, daß aus der gegenwärtigen Tränensaat eine Freudenernte erstehen möge. Möchte die liebe Baseler Schwesterngesellschaft im folgenden Jahr frohe Jubeltage begehen können!



Unser Aussätzigen-Asyl „Jesushilfe“ in Jerusalem.

Gegenwärtige Notzeit: Heuschreckenplage im heiligen Lande.

Auf Anregung der edlen Freifrau von Kessenbrint-Uschenrade haben christliche Freunde im Jahre 1867 ein Asyl für Aussätzige vor den Toren Jerusalems errichtet. Die Brüdergemeine stellte die ersten Hauseltern, Missionar Tappe und seine Frau, die vordem im Dienst unserer Brüdermission in Labrador gestanden hatten.

Im Jahre 1881 ging die Leitung und die Sorge für die Unterhaltung des Hauses ganz in die Hände der Direktion der Brüdergemeine über. Das Pflegepersonal stellt die deutsche Brüdergemeine: Einen verheirateten Verwalter des Grundbesitzes und der damit verbundenen Viehwirtschaft (Br. Bayer) sowie die vier Diakonissen, die dem Diakonissennutterhaus der Brüdergemeine „Emmaus“ in Niesky O.-L. entstammen. Eine dieser Schwestern, Schw. Elisabeth Müller, hat als Oberschwester die selbständige, verantwortliche Leitung des Hauses in der Hand.

Das Asyl bietet Raum für fünfzig Kranke, unter denen die Männer überwiegen. „Ihrer Religion nach sind die meisten Hausinsassen mohammedanische Araber; die übrigen sind Christen verschiedenen Bekenntnisses.“

Die Ausgaben belaufen sich jährlich auf 30—35 000 Mark. Gaben werden jederzeit mit Dank angenommen von den Predigern und Reisepredigern der Brüdergemeine sowie von der Hauptkasse der Deutschen Bruderunität mit dem Sitz in Herrnhut, Sachsen.

Das Bild

läßt uns einen Blick tun in den Hof des großen Häuserkomplexes, zu dem das Asyl sich mit der Zeit ausgewachsen hat. Seit einigen Jahren erheben sich neben dem Hauptgebäude, dem Krankenhaus und der Schwesternwohnung noch zwei

stattliche Häuser, in deren einem Br. Bayer, der Verwalter des Grundstücks, mit seiner Gattin wohnt, während in dem anderen das Vieh steht. Das ganze Anwesen dort im Südwesten, eine halbe Stunde vor der Stadt, macht auf den mit der Bahn von Jassa aus Jerusalem Zustrebenden einen anziehenden Eindruck.

Dort im Hof unter dem schattigen Johannisbrotbaum stehen einige Kranke mit einer der Schwestern zusammen. Sehen wir uns die zwei Freunde dort links an der Treppe an! Der größere ist ein früherer Jude, der durch den Einfluß seines Nachbarn Hanna Saada, eines aufrichtigen evangelischen Arabers, für den Herrn gewonnen wurde und so zur Taufe gelangte. Johannes war seitdem sein Name. Als dann Hanna immer mehr erblindete, erwies sich Johannes u. a. dadurch dankbar, daß er ihm vorlas. Beide sind inzwischen gestorben.

Wie dankbar äußerte sich Hanna einmal für die ganze liebevolle Behandlung, die sie alle im Asyl finden, in einem Brief an die Direktion in Herrnhut, der in „Die Brüdermission in Wort und Bild“, (2. Aufl., S. 90) mitgeteilt ist! — Auch den ältesten Asyl-Einwohner, den kranken Chalil, der ein ganzes Menschenalter im Institut verbrachte, zeigt uns das Bild. Er sitzt in der Mitte.

Eine Heuschreckenplage! —

das ist die traurige neueste Nachricht, die uns Anfang Juli aus dem Asyl zukam. „Das ganze Grundstück wimmelt von diesen Tieren. In Deutschland macht man sich keinen Begriff von der Menge. Wir waten buchstäblich darin. Weinberge, Gemüse- und Baumpflanzungen — alles radikal abgefressen! Dabei eine Hitze von 47° R. in der Sonne! Warum zu allem anderen auch



Hof unseres Ausföhigen-Asyls „Jesushilfe“ in Jerusalem.

dies noch! Gott helfe weiter.“ So schreibt die Oberschwester.

Gott sei Dank ist die Wintersaat an Weizen, Gerste und Wicken gut gediehen, aber Obst und Gemüse fehlen. Und dies

in der Zeit des Kriegsdrucks, der Arbeitslosigkeit, des Hungers und mancherlei Krankheit! — Nicht wahr, wir nehmen diese Not aufs Herz.

Neuere Nachrichten von unseren Missionsfeldern.

Soeben, am 17. Juli, kommt uns wieder eine direkte Nachricht aus **Deutsch-Ostafrika** zu. Br. Seibt in Sitonge meldet, daß alle Missionsgeschwister in Unyamweji wohl auf sind, daß in fünf Stationen Tausen stattfanden und die Zahl der Christen und Taufbewerber das erste Tausend fast erreicht hat. Das bedeutet eine Zunahme von 300 Personen! Dem Herrn sei Dank!

Unsere deutschen Missionare in **Südafrika** West und Ost sollten sich sämtlich für den 23. Mai zur Überführung in eins der Sammellager für Zivilgefangene bereit halten. Da aber Briefe von Anfang Juni von einigen Brüdern melden, daß sie unbehelligt ihrer Arbeit noch nachgehen, dürfen wir annehmen, daß die Maßregel nicht oder wenigstens nicht in voller Schärfe ausgeführt worden ist. —

Die **Mehrausgabe der Brüderrmission** beziffert sich auf Mk. 160 000. Wer hilft?

Vom BÜCHERTISCH.

Der Ev. Presbyterverband für Deutschland, der durch seine weitverzweigten Beziehungen im neutralen Ausland eifrig gegen die Entstellungen der gegnerischen Presse arbeitet, hat eine Aufklärungsschrift über „**Das Martyrium der ev. Missionare in Kamerun 1914**“ herausgegeben, in der sich Berichte von Augenzeugen über die grausame Gefangennahme deutscher, amerikanischer und schweizerischer Missionare finden. Es gelang dem Direktor P. Stark, die Unterschriften der einzelnen Verfasser zu erhalten, was die Beweiskraft der Schrift erhöht. Sie wird

ins Englische, Französische, Dänische, Schwedische, Holländische überfetzt.

Von H. Bauer: „**Schulter an Schulter**, Grütze ins Feld aus der Brüderrgemeine“, sind bereits 10 000 Hefte verbreitet. 15 Pf., 10 St. 1.20 Mk., 20 St. 2.—Mk. Inhalt: Hefte 3: Friedrich Rückert: „Ist denn die Hand des Herrn verkürzt?“ H. Bauer: „Heimat“, W. Goerlich: „Bismarck“, „Die Mutter“, „Brot aus der Heimat“; Hefte 4: H. Bauer: „Das Schweigen Gottes“, Baudert: „Deutsche Art“, W. E. Schmidt: „Die Fahne“; Hefte 5: W. Wendt: „Nehmet das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes“, H. Bauer: „Das bischöfliche Glück“, Steinmann: „Vom deutschen Kaiser“, „Goldene Worte unseres Kaisers“.

Auch das altbewährte Hausbuch der deutschen Familie, die **Neue Christoterpe** für 1916, die Mitte Juli bei Grosse in Halle erscheint, nimmt mit der Hälfte ihres Inhalts auf den Krieg Bezug. Sicherlich wird sie die Leser wieder sehr befriedigen. Eleg. geb. Mk. 4.—, mit Goldschnitt Mk. 4.50.

Schmalz, P.: „**Wir und der Halbmond**“. Bahn, Schwerin 1915, 20 Pf., 16 S. Klingemann, Gen.-Sup., Rheinprovinz: „**Männer**“. Aussprüche aus ihren Werken und Reden. 110 Seiten, 8°, 50 Pf. Mit 12 Bildern. Barmen, Biermann. Eine ganz prächtige Fundgrube kraftvoller vaterländischer und frommer Zeugnisse von Luther, Arndt, Fichte, Wilhelm I., Schiller, Goethe, Bismarck.

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen Mk. 50.— von S. Stamm, Haag, erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank

Expedition der Missionsverwaltung Herrnhut.